1962,8
Hüttenwerk Oberhausen
Bücherei
31. 7. 62



thyssenkrupp Corporate Archives

echo der arbeit 8

3 W 2503 D · 1962 · NUR FÜR BETRIEBSANGEHÖRIGE

Zivilcourage tut not!

Ich glaube, wenn wir Deutschen an die ersten Besatzungsjahre nach dem verlorenen letzten Krieg zurückdenken, dann haben wir allesamt ein ungutes Gefühl. Von dem oft beschworenen Mut unseres Volkes, von dem Mut vor Königs- oder Besatzer-Thronen haben wir nur selten etwas erlebt. Das Benehmen vieler Landsleute den Siegern gegenüber schien Winston Churchill recht zu geben, der einmal gesagt hat, die Deutschen säßen einem entweder an der Kehle oder leckten einem die Stiefelsohlen. Vielleicht hat der englische Staatsmann, der für seine bilderreiche Sprache bekannt ist, damit wirklich eine verhängnisvolle Schwäche unserer Nation erwähnt: unsere Unausgeglichenheit, unseren Mangel an selbstverständlicher Würde, unser Schwanken zwischen Überheblichkeit (am deutschen Wesen wird die Welt genesen) und Unterwürfigkeit, die uns das Fremde allzu kritiklos bewundern läßt.

Diese Schwäche bemerkt der aufmerksame Beobachter nicht nur im Verhältnis des einzelnen Bürgers zum Staat, zu den Behörden, zu den Behördenvertretern, er stellt sie auch oft, entrüstet oder schockiert, in dem Verhältnis fest, das zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitern in unseren Betrieben herrscht. Der Kollege, der sich noch eben mit allen Anzeichen der Empörung über das Verhalten seines Chefs beschwert hat, klappt wie ein Taschenmesser zusammen, wenn er dem eben noch so arg Kritisierten begegnet. Ein Zeichen der Loyalität? Natürlich nicht. Sondern Charakterschwäche, Liebedienerei um eines erhofften und sei es noch so geringen Vorteils willen. Man hat die Vorgesetzten, die man zu haben verdient. Und umgekehrt! Wer seiner selbst sicher, in nüchterner Einschätzung seines Wertes, seiner Leistungen und Schwächen seinen Vorgesetzten höflich und sachbezogen entgegentritt, wird ein Verhältnis zu ihnen erreichen, das der Zusammenarbeit wie dem Werk am meisten dient. Der Typ des Vorgesetzten in einem Betrieb und in einer Abteilung wird weitgehend von den Menschen geprägt, die mit ihm umgehen. Dem „Befehlenden" entspricht der „Befehlsempfänger". Wie könnte es sonst sein, daß sich ein Vorgesetzter gegenüber bestimmten Werksangehörigen ein Auftreten erlaubt, das er sich einem anderen gegenüber nie gestatten würde!

Daß hier nicht den ewigen Nörglern und Räsonierenden das Wort geredet wird, braucht nicht erwähnt zu werden. Sie zum Schweigen zu bringen, ist höchst einfach: man gebe ihnen Aufgaben, vor denen sie sich bewähren müssen, übertrage ihnen Verantwortung. Freilich: aus Lakaien lassen sich keine aufrechten Männer machen. Denn das ist das untrügliche Kennzeichen wertvoller Mitarbeiter: sie wollen Rechte, sie vertreten ihr Recht — aber sie scheuen auch keine Verantwortung.

Chronikus



UNSER TITELBILD:

„Kennste den schon? — — Aber es ist nicht so, daß die beiden Martinwerker auf unserem Bild sich Witze erzählen. Der Betriebslärm bedingt vielmehr oft eine erhöhte Lautstärke von Mann zu Mann. Mit Zuflüstern kommt man hier nicht aus.

echo der arbeit Werkzeitschrift der Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft, Oberhausen (Rhld.). Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Redaktion: Karl-Heinz Sauerland u. Karl-Heinz Marpe. Anschrift der Redaktion: Oberhausen (Rhld.), Essener Str. 66 (Hauptverwaltung), Telefon 24681, Werksruf 4267 u. 2347. Zustellung kostenlos. Textbeiträge, die mit dem Namen des Verfassers gekennzeichnet sind, stellen die Meinung des Autors und nicht unbedingt die der Redaktion dar. Druck: VVA-Druck, Vereinigte Verlagsanstalten Oberhausen (Rhld.) und Düsseldorf. Klischees: Vignold, Essen.

Der Suppentopf-Effekt

Lieber Leser! In der vorigen Ausgabe fanden Sie an dieser Stelle eine Betrachtung zum Betriebsklima. Dieses Thema hat unseren Mitarbeiter Michael Schiff, München, veranlaßt zu einem erdachten Interview mit Professor Dr. Moselhuhn, der durch langjährige Untersuchungen und aufsehenerregende Tests auf dem Gebiete der human relations internationalen Ruf genießt. Hier der Wortlaut des Interviews:

M. S.: „Herr Professor Moselhuhn, wie aus Ihren Untersuchungen hervorgeht, haben Sie einen neuen Weg gefunden, um innerbetriebliche Spannungen der verschiedensten Art innerhalb kürzester Frist abzubauen. Wie kamen Sie auf den Gedanken, den ‚Suppentopf-Effekt' anzuwenden, und welche Auswirkungen hat er in der betrieblichen Praxis?"

Prof. M.: „Die Wirkung des Suppentopf-Effektes beruht auf einer ganz einfachen Feststellung. Ich beobachtete lediglich über längere Zeit gewisse Merkmale des menschlichen Familienlebens und zog als Parallele das Zusammenleben der Kormorane heran.

Ich beobachtete, daß gewisse Spannungen innerhalb einer Familie — oder auch nur zwischen Eheleuten — in kürzester Frist neutralisiert werden, sobald sich eine gute Mahlzeit in die Debatte schiebt. So wurde zum Beispiel ein gewisser Moritz R. innerhalb von 10 Minuten wieder sanftmütig, nachdem ihm seine Frau sein Leibgericht — nämlich Äpfel im Schlafrock — vorgesetzt hatte, obwohl er sich von ihr kurze Zeit zuvor noch hatte scheiden lassen wollen, da sich seine Frau im Schlußverkauf 30 im Preis herabgesetzte Topflappen gekauft hatte."

M. S.: „Herr Professor, können Sie auch ein Beispiel aus dem Zusammenleben der Kormorane nennen? Gewiß haben Sie doch mit Absicht gerade diese Vogelart für Ihre Untersuchungen mit hinangezogen."

Prof. M.: „Aber selbstverständlich! Das — wenn wir so sagen wollen — ‚Familienleben' der Kormorane ähnelt geradezu in frappierender Weise dem menschlichen, nur, daß dort der Suppentopf-Effekt eine Angelegenheit des männlichen Geschlechts ist."

M. S.: „Diese Beobachtung ist in der Tat sehr aufschlußreich. Wie aber kamen Sie darauf, den Suppentopf-Effekt auch im betrieblichen Sektor anzuwenden? Beruhte diese Überlegung auf Vermutungen, oder hatten Sie vor Beginn der Tests bereits konkrete Anhaltspunkte?"

Prof. M.: „Hier muß ich sagen: Teils, teils. Meine Mitarbeiter und ich hatten beobachtet, daß bei einer benachbarten Bierdeckelfabrik das Betriebsklima eine sehr positive Entwicklung nahm, nachdem man innerhalb des Werksgeländes eine Würstchenbude aufgestellt hatte. Als eines Tages ein sehr bedenklicher Streit zwischen Betriebsleitung und Betriebsrat ausbrach und über der harten Diskussion die Mittagszeit herangebrochen war, machte jemand den Vorschlag, eine ‚Kaffeepause' einzulegen, damit sich jeder an der Würstchenbude stärken könne. Nach der Einnahme dieses bescheidenen Mahles waren die Wogen der Erregung nahezu geglättet. Als dann der Personalchef noch Kaffee und Marmeladenbrötchen servieren ließ, wurde man sich binnen kürzester Zeit einig."

M. S.: „Herr Professor, da hat Sie wohl diese zufällige Begebenheit dazu ermutigt, weitere Forschungen anzustellen?"

Prof. M.: „Genauso ist es. So konnte ich einen jahrelangen Zwist zwischen den Produktionsabteilungen und der Verkaufsabteilung eines Werkes dadurch schlichten, daß ich beide Parteien an drei Tagen hintereinander zu einem Sektfrühstück einlud. Selbstverständlich übernahm die Unternehmensleitung diese Kosten."

M. S.: „Könnten Sie uns etwas über das Ergebnis dieses Versuches sagen, und wie kommen Sie darauf, das ganze Prinzip den ‚Suppentopf-Effekt' zu nennen, obwohl Sie doch — zumindest in diesem Fall — mit einem Sektfrühstück operiert haben?"

Prof. M.: „Zu Ihrer ersten Frage: Das Ergebnis war verblüffend. Die Zwistigkeiten waren bereits nach dem ersten Frühstück auf eine gesellschaftlich vertretbare Form zurückgedrängt, neutralisierten sich nach dem zweiten Frühstück völlig und schlugen nach dem dritten sogar zu einer deutlich spürbaren Herzlichkeit zwischen den bisherigen Gegnern um. — Nun zu Ihrer zweiten Frage: Ihr Einwand, daß der Ausdruck ‚Suppentopf-Effekt' nicht in jedem Fall zutrifft, besteht zu Recht. Ich habe aber dieses bescheidene Mahl als Motto gesetzt, um die steuerliche Anerkennung, d. h. die Absetzbarkeit derartiger Mahlzeiten, zu erleichtern."

M. S.: „Ist Ihnen das gelungen? Haben die Finanzbehörden eingesehen, daß die Verabreichung von Mahlzeiten innerbetriebliche Spannungen überwinden hilft?"

Prof. M.: „Leider sind nicht alle Oberfinanzdirektoren unseren Argumenten gefolgt. Im Ganzen gesehen aber konnten wir durchsetzen, daß pro Kopf und Monat ein Pauschalbetrag in Höhe von 2,65 DM zur Durchführung der Suppentopfmethode anerkannt wird."

M. S.: „Wie stehen eigentlich die Gewerkschaften zu Ihrem Prinzip?"

Prof. M.: „Anfangs stieß natürlich der Suppentopf-Effekt auf schärfste Ablehnung. Inzwischen hat sich aber hier vieles geändert, und heute geht die Frage eher darum, wie die Speisenkarte der Schlichtungsmahlzeiten aussieht. Die Gewerkschaften wollen erreichen, daß das gehobene Sektfrühstück (mit Gänseleberpastete bzw. Kaviar oder Hummer) als Norm zu betrachten ist. Die Unternehmerschaft würde sich diesem Wunsch gar nicht verschließen, wenn mit dieser Mahlzeit nicht ein besonderer Nachteil verbunden wäre."

M. S.: „Ich bin gespannt, zu erfahren, worin dieser Nachteil besteht."

Prof. M.: „Sie sollen es wissen. Wir haben festgestellt, daß zum Beispiel Streitigkeiten zwischen Meistern, Vorarbeitern und angelernten Arbeitskräften mit einem Sektfrühstück kaum zu beheben sind. Dagegen hat man ausgezeichnete Erfahrung mit einem Weißwurstessen gemacht (Bayerische Dirndl AG, Tutzing). Dementsprechend war der Schlichtungserfolg in Frankfurt/Main am größten, nachdem man den streitenden Parteien ein Rippchen mit Brot und Apfelwein vorgesetzt hatte."

M. S.: „Demnach erzielt man wohl die besten Erfolge mit solchen Speisen, die den jeweiligen Essensgewohnheiten der Mitarbeiter entsprechen?"

Prof. M.: „So ist es!"

M. S.: „Abschließend hätte ich noch eine Frage an Sie, Herr Professor Moselhuhn. Zeigen sich die Erfolge des Suppentopf-Effektes nur bei Streitfällen, oder ist der Suppentopf-Effekt auch in der Lage, andere innerbetriebliche Mißstände zu überwinden?"

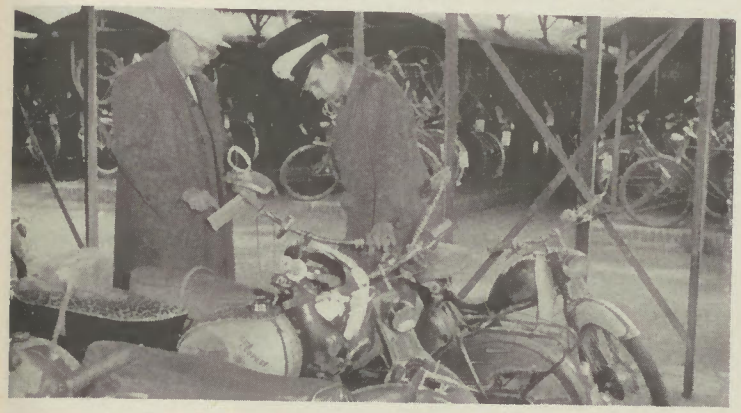
Prof. M.: „Mit dieser Frage rühren Sie an den Kern der Dinge. Ich bin gerade dabei, zu untersuchen, wieweit man mit einer Erbsensuppe — selbstverständlich mit Würstcheneinlage — Geruchs-, Rauch- und Lärmbelästigungen aufzuheben vermag. Es scheint so, als ob gerade die Erbsensuppe in dieser Hinsicht nicht nur besänftigend auf die Gemüter wirkt, sondern darüber hinaus tatsächlich in der Lage ist, die jeweils angegriffenen Nerven zu beruhigen. So steht heute schon mit absoluter Sicherheit fest, daß die Verabreichung von einfachem Apfelsaft jeglichen Widerstand gegenüber notwendigen Überstunden aufhebt. Mitarbeiter, die etwa ½ Liter Apfelsaft getrunken haben, sind absolut bereitwillig, länger zu arbeiten. Bei der Verabreichung von Traubensaft verzichten sie in der Regel sogar auf die Überstundenzuschläge."

M. S.: „Vielen Dank, Herr Professor Moselhuhn. Ich glaube, sagen zu dürfen, daß Sie uns in dem Bemühen um die innerbetriebliche Kontaktpflege durch Ihre Untersuchungen ein großes Stück weitergebracht haben."

thyssenkrupp Corporate Archives

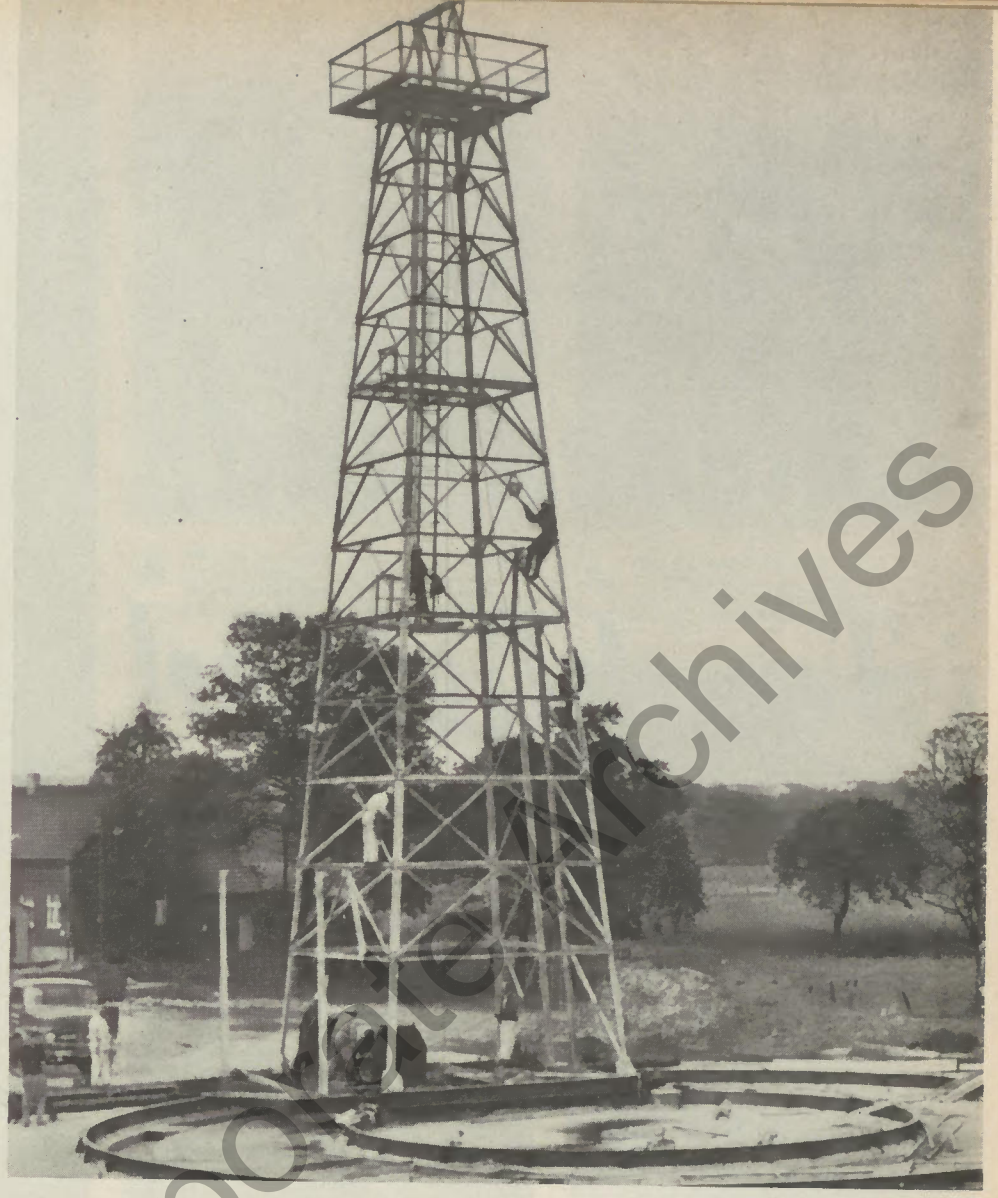
Wetterschacht für HOAG-Bergbau

Durch die Konzentration des Abbaus auf die günstigsten Flöze sowie durch die Erschöpfung der oberen Sohlen wird künftig eine stärkere Ausrichtung unseres Bergbaus auf die nördlichen Grubenfelder der Schachtanlagen Osterfeld/Sterkrade und Franz Haniel erfolgen müssen. Für diese weitere Ausrichtung wurde der Bau eines neuen Wetterschachtes notwendig, da die vorhandene Wetterkapazität nicht ausreicht. Nachdem zur Ermittlung des günstigsten Ablauf- und Ausbauverfahrens im vorigen Jahr eine Aufschlußbohrung niedergebracht worden ist, wurde nun bei Schmachtendorf — unweit der Holland-Autobahn — mit den Abteufarbeiten begonnen. Unser Bild zeigt den ersten der drei je 20 m hohen Bohrtürme, durch die zur Niederbringung des ca. 1000 m tiefen Schachtes, der einen Durchmesser von 7,30 m haben wird, insgesamt 31 Bohrlöcher vorgetrieben werden. Um die stark wasserführenden Tertiärschichten des Erdinneren zu durchteufen, wird der Schacht während der Abteufarbeiten bis zu einer Teufe von 330 m als Gefrierschacht niedergebracht. Die Abteufarbeiten werden ausgeführt durch die Firma Haniel & Lueg. Der Schachtausbau erfolgt mit HOAG-Stahl. In etwa vier Jahren soll, wie uns mitgeteilt wurde, der Abteufprozeß abgeschlossen sein.



Ist dein Moped in Ordnung?

Komm sicher zur Arbeit — komm sicher wieder nach Hause! Das gilt ganz besonders für solche Belegschaftsmitglieder, die einen „fahrbaren Untersatz" haben. Arbeitsschutz und Verkehrspolizei überprüfen von Zeit zu Zeit die auf den werkseigenen Parkplätzen abgestellten Fahrzeuge. Hier Arbeitsschutz-Ingenieur Lüttecke und ein Polizeibeamter bei der Überprüfung der Mopeds.





Grobblech-Vergütung

Die Grobblech-Vergütungsstraße auf WO geht ihrer Vollendung entgegen. Unser Foto zeigt den 60 m langen Ofen, dem ein Rollgang zum Auflegen der Bleche vorgeschaltet ist sowie die „Quette", in der sie mit Wasser abgesprüht, gekühlt und gleichzeitig von oben und unten gepreßt werden, damit sie sich nicht verziehen. Ein Auslaufrollgang und eine zusätzliche Richtmaschine sind der Quette angeschlossen. In der von der GHH Sterkrade erbauten Halle fahren je ein 15 t Magnet-Traversenkran und ein 15 t Portalkran.



Es werde licht

Wenn sich die Natur herausputzt, dann sollen auch die Laternen im Werksgelände in neuem Glanz erstrahlen. Zu diesem Zwecke werden sie von Elektriker Fritz Teuwen vom Staub dieser Erde gereinigt.

Schnappschüsse

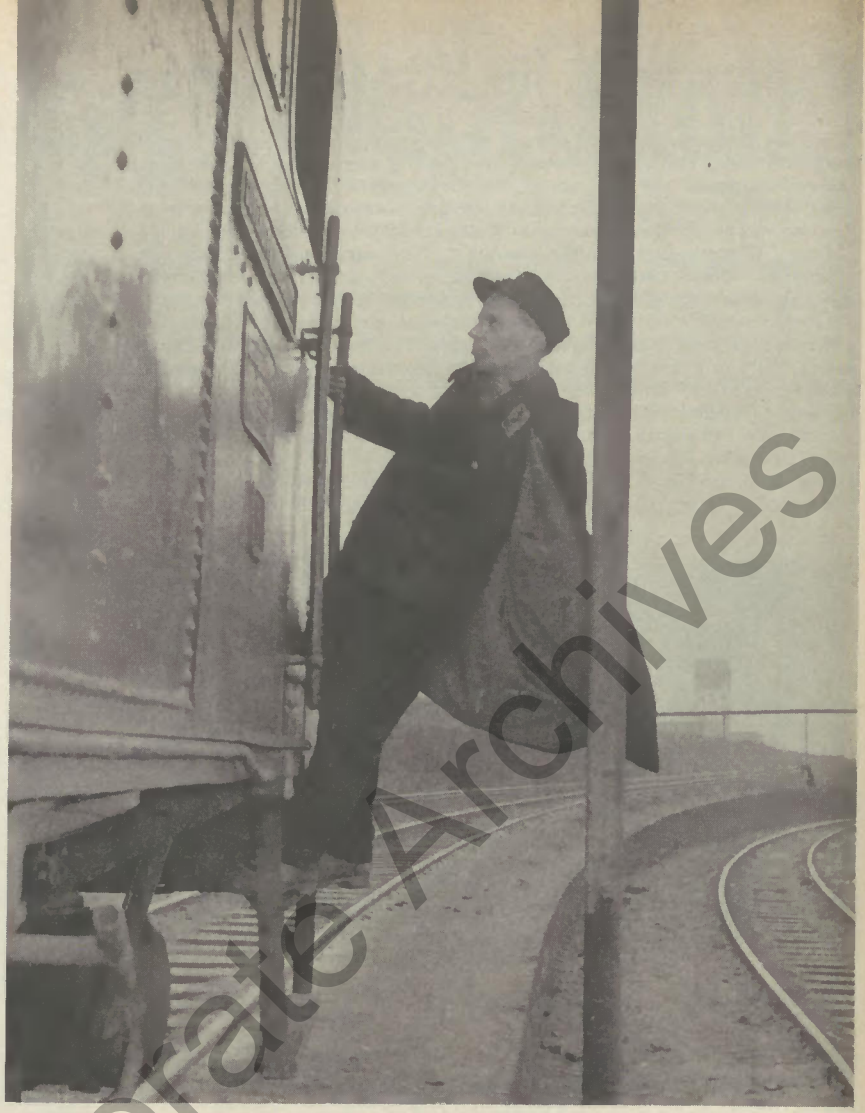


Sprechfunk beim Stahlguß

Bestens bewährt hat sich das kleine Sprechfunkgerät, mit dessen Hilfe die beiden Gießwagen im Stahlwerk beim Kokillenguß geleitet werden. Bis vor einigen Monaten wurden die Fahrer der Gießwagen durch Pfeifsignale des ersten Gießers dirigiert. Mit dem Sprechfunkgerät läßt sich genauer, schneller und unfallsicherer arbeiten. Hier der erste Gießer Hans Wieseler mit dem umgehängten Mikrophon.

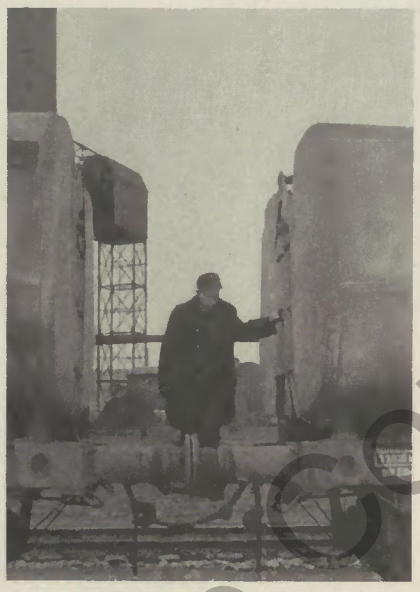
ThyssenKrupp Corporate Archives

Wo Schienen sind, ist auch Gefahr!





▲ Mit beiden Beinen auf fester Unterlage, das wäre ganz schön und gut, wenn diese „feste" Unterlage eben nicht die Trittbretter an zwei verschiedenen Wagen wären.



▲ Das ist eine fragwürdige Kletterpartie über Puffer und Zugvorrichtungen. Ein Ruck des Zuges kann hier unter Umständen das Leben und die Gesundheit kosten.

Die moderne Massengesellschaft hängt von der Massenproduktion und der Verteilung alles dessen ab, was sie zum Leben braucht. Unsere Lebensform basiert also in erster Linie auf der Lösung des Transportproblems. Der ständig wachsende Verkehr auf den Straßen, Schienen und Wasserwegen ist demnach keine Begleiterscheinung dieser Lebensform, sondern ihre Voraussetzung.

Unser Hüttenwerk spiegelt die Einheit Transport/Produktion schon im eigentlichen Werksbereich exakt wider. Was wären wir ohne unsere Werkseisenbahn! Ein Materialfluß und damit eine Produktion in ihrem heutigen Umfange wären ganz undenkbar. Auf 273 km Werksgleisen laufen ständig 76 Lokomotiven und 2330 Waggons, die nach wohldurchdachtem Plan vom Rohstoff bis zum Fertigprodukt das gigantische Transportband unserer Stahlerzeugung in Fluß halten.

Wo aber ein solch intensiver Verkehr stattfindet, da ist natürlich die Unfallgefahr besonders hoch. Die Bundesbahn fährt fast ausschließlich über einen von dem übrigen



▲ Zwei schieben richtig, nämlich an der Längsseite des Wagens, aber ihr Kollege links hat sich den Puffer als falschen „Drükker" ausgesucht. Ihm droht höchste Gefahr!

◀ So nicht! Nur wer den Kupplungshebel beim Einwerfen hinten anfaßt, läuft nicht Gefahr, sich die Finger zwischen Kupplungsbügel und Zughaken einzuklemmen.



▲ Mit flatterndem Mantel und dazu noch weit von der Trittstufe der Lok abgelehnt, das kann bei der Gleisnachbarschaft von Masten und Gebäudeteilen nicht gutgehen!

Verkehr völlig abgesonderten Bahnkörper, und wo sie andere Verkehrswege kreuzt oder berührt, sind die Sicherheitsvorkehrungen außerordentlich stark ausgebaut. Trotzdem sind hier die neuralgischen Punkte, an denen — zuallermeist durch menschliches Versagen — immer wieder Unfälle geschehen und Leben, Gesundheit und Güter in Gefahr geraten.

Um wieviel gefahrenintensiver ist eine Werkseisenbahn, die innerhalb der Werksanlagen weite Strecken naturgemäß nicht über einen vom übrigen Werksverkehr abgesonderten Gleiskörper fährt und die die innerbetrieblichen Straßen und Wege an sehr vielen Stellen kreuzt. Alle diese Stellen können unmöglich mit Schranken

◀ Ein Mann auf zwei Trittbrettern ist schon leichtsinnig. Aber zwei Männer auf einem Trittbrett, das ist doppelter Leichtsinn, denn hier hindert einer den anderen.



versehen sein. Mit technisch noch so vervollkommneten Sicherheitsvorkehrungen lassen sich die Gefahren, die der Werkseisenbahnverkehr für alle Werksangehörigen mit sich bringt, nicht ausschalten. Unerläßlich ist die erhöhte Aufmerksamkeit nicht nur derjenigen, die in den Verkehrs-

thyssenkrupp Corporate Archives

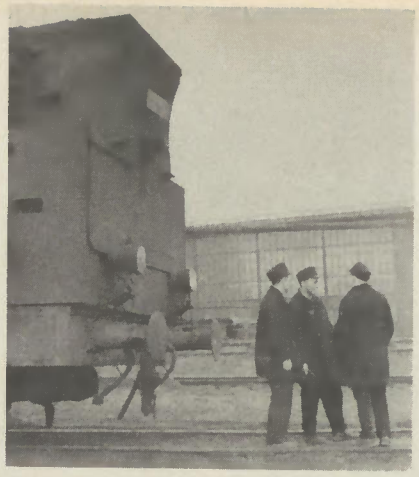
betrieben unseres Werkes tätig sind, sondern aller Betriebsangehörigen.

Die Bilderfolge, die wir hiermit veröffentlichen und die im Einvernehmen mit unseren Rangierern „gestellt" wurde, zeigt in erster Linie unseren Werkseisenbahnern, wie man es unter keinen Umständen machen darf. Jedoch auch alle übrigen Werksangehörigen sollen damit angesprochen werden.

Für jeden Werksangehörigen muß dies eine Faustregel sein: Niemals im Gleis gehen oder gar stehen! Kein Gleis überqueren, wenn es dienstlich nicht erforderlich ist! Wer Gleise überqueren muß, der präge sich die folgenden Sicherheitsregeln ein: Auf mehrgleisigen Strecken benutze man stets das Gleis entgegen der gewöhnlichen Fahrtrichtung! Dabei ist zubedenken, daß der Verkehr auch in entgegengesetzter Richtung erfolgen kann. Immer nach links ausweichen! Wenn eine Rangierfahrt naht, den Gleiskörper sofort verlassen! Es genügt nicht, auf ein vermeintlich leeres Nebengleis auszuweichen. Man verlasse den Bahnkörper ganz und auf dem kürzesten Wege! Beim Verlassen der Gleise muß man die übrigen Schienenwege beobachten, ob sie frei sind! Beim Überqueren der Gleise niemals auf Schienen, Weichen, Stellstangen, Kabelsteine oder andere bahntechnische Vorrichtungen treten! Man kann ausrutschen oder eingeklemmt werden. Ein solcher Schritt könnte der letzte sein. Es ist gefährlich, kurz vor oder hinter fahrenden Rangierabteilungen oder rollenden Einzelwagen die Gleise zu überqueren. Auch vor stehenden Wagen sollte man einen sicheren Abstand von mindestens 2 Metern bewahren. Im übrigen: Unsere Werkseisenbahn verkehrt und rangiert zwar nach einem Fahrplan, der jedoch täglich wechselt und der natürlich nicht allen Werksangehörigen bekannt sein kann. Es gibt also keine automatische, nach dem Sekundenzeiger der Uhr eintretende und sich wieder aufhebende Gefährdung der Sicherheit, wonach man sich sozusagen „im Schlafe" einrichten könnte. Wer irgendwo im Werk ein Gleis überschreitet — und sei es ein leeres —, der muß hellwach sein; für den steht das Signal auf „Achtung"!



▲ Wer aufrecht zwischen Puffern geht, mit einem Fuß im Grabe steht. Das reimt sich nicht nur, sondern es stimmt auch. Besser geht man um abgestellte Wagen herum.



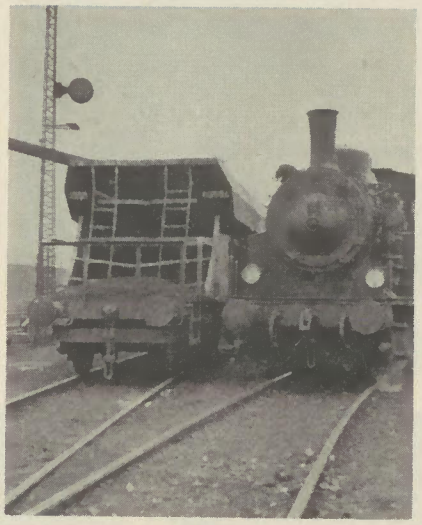
▲ Für ein Gespräch ist der Raum zwischen den Gleisen denkbar ungeeignet. Man ist abgelenkt, überhört Signale oder heranrollende Loks und Wagen. Kollegen, denkt daran!



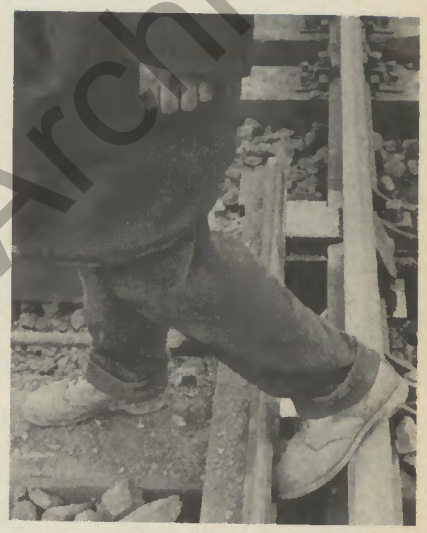
▲ Hier kommt das Fahrsignal zu früh, denn der Kollege, der die Waggons gekuppelt hat, ist unter den Puffern der beiden Wagen noch im unmittelbaren Gefahrenbereich.



▲ Auf den Schwellen zwischen den Gleisen marschiert man allzuleicht in den Tod. Dieser Kollege ginge sicherer auf dem Aschenweg neben dem Gleis und lebte länger.



▲ Irgendwer kommt hier nicht durch, denn Waggon und Lok stehen zu nahe an der Spitzweiche; beide blockieren das Nachbargleis. So kommt es zum Zusammenstoß.



▲ Das Betreten von Weichen kann der letzte Schritt sein. Wer hier hängenbleibt, wenn sich ein Zug naht, der läuft, wenn überhaupt noch, lange Zeit nicht mehr.

Mopedfahrer – tragt den Sturzhelm!

In dem verständlichen Bestreben, den Weg von und zur Arbeitsstätte zu verkürzen und den Feierabend dadurch zu verlängern, bedienen sich die weitaus meisten unserer Belegschaftsmitglieder sogenannter „fahrbarer Untersätze"; nur wenige, sehr „betriebsnah" Behauste, gehen per pedes apostolorum, zu Fuß nämlich. Dagegen ist nichts einzuwenden. Kritisch wird die Sache nur, wenn der Weg zwischen zu Hause und Arbeitsstätte, in Umkehrung eines bekannten Sprichwortes, unter der Devise „Besser schlecht gefahren als gut gegangen!" steht.

Man fährt schlecht, wenn man nicht sicher fährt! Das gilt für alle. Es sei heute aber noch einmal ganz besonders den Mopedfahrern gesagt und an Hand einiger Zahlen deutlich gemacht.

Im Jahre 1961 verunglückten auf dem Wege von und zur Arbeit zwei unserer Belegschaftsmitglieder tödlich. Aus der Jahresstatistik für 1960 der Stadt Oberhausen geht hervor, daß bei 7200 Verkehrsunfällen 900 Mopeds beteiligt gewesen sind. Die Zahl der Verletzten betrug in der Stadt 720, die der Toten 25. Ebenfalls im Jahre 1960 verunglückten in Nordrhein-Westfalen 1294 Mopedfahrer tödlich, 44000 Mopedfahrer erlitten Verletzungen!

Die auf Mopeds tödlich Verunglückten starben vorwiegend an Schädelverletzungen — sie hatten zumeist keinen Sturzhelm getragen. Die Unfallursachen waren in der Mehrzahl Nichteinhaltung des vorgeschriebenen Sicherheitsabstandes und falsches Überholen.

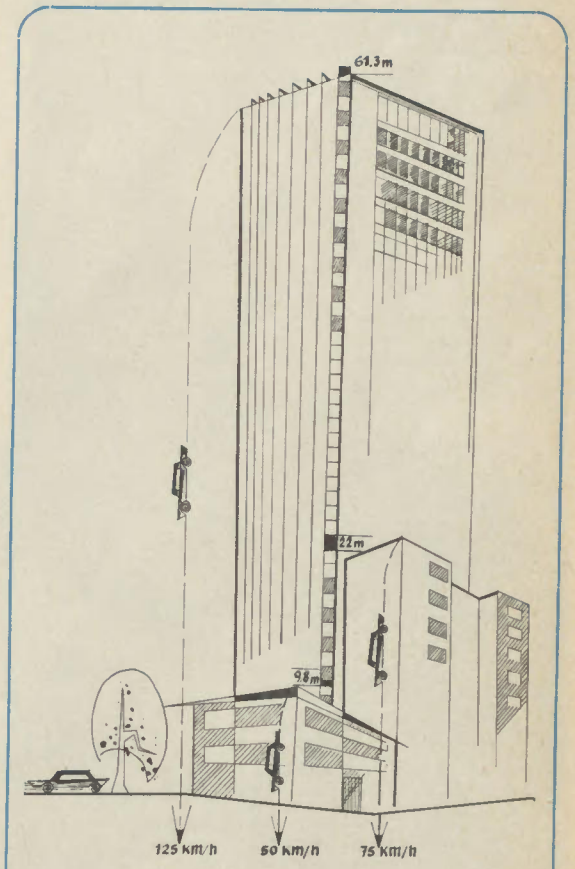
Die Mopedfahrer tun also, wenn sie mit Aussicht länger leben und Krankenhäuser von innen nicht kennenlernen wollen, gut daran, sich Sturzhelme anzuschaffen. Denn das macht sich im guten Sinne bezahlt. Beweis dafür ist die 1956 eingeführte Pflicht des Tragens eines Sturzhelmes für Motorradfahrer. Seit 1956 sind die von unserem Werksarbeitsschutz registrierten Wegeunfälle der Motorradfahrer mit schweren Kopfverletzungen erheblich zurückgegangen. Unfälle mit tödlichem Ausgang bei Schädelverletzungen sind seither überhaupt nicht mehr zu verzeichnen. Vor 1956 betrug der Anteil der Unfälle mit Schädelverletzungen an den Gesamtunfällen im Durchschnitt 22,6 Prozent. Nach Einführung des Sturzhelmzwanges für Motorradfahrer sank dieser Anteil auf 15,4 Prozent. Trotz steigender allgemeiner Unfalltendenz beträgt der Anteil der Unfälle mit Kopfverletzungen an den Gesamtunfällen nur noch etwa 8 Prozent.

Sollten diese Zahlen sowie die Erinnerung an die beiden mit Mopeds tödlich verunglückten Arbeitskollegen nicht alle Mopedfahrer zu der Einsicht bringen, daß es im eigenen Interesse nun allerhöchste Zeit ist, sich dieser schützenden Kopfbedeckung zu bedienen. Viele Mopedfahrer glauben, durch die relativ geringe Geschwindigkeit ihres Fahrzeuges (40 km pro Stunde) könnten die Folgen eines Zusammen- oder Aufpralls nicht allzugroß sein. Das ist ein fataler Irrtum! Wer mit 40 km Geschwindigkeit gegen einen Baum oder eine Wand prallt, der tut das mit einer Wucht, als ob er mit seinem Fahrzeug 8,9 m tief abstürzte.

Bekanntlich hat das Werk seinerzeit bei der Einführung des Sturzhelmzwanges für Motorradfahrer angeordnet, daß nur diejenigen Werksangehörigen ihre Motorräder auf werkseigene Parkplätze abstellen dürfen, die nachweislich den Sturzhelm tragen. Zahlreiche Zuschriften von Werksangehörigen, die durch den Sturzhelm vor schweren Schäden bewahrt blieben, haben bewiesen, daß das Werk mit dieser Maßnahme auf dem rechten Wege war, und die genannten Zahlen beweisen es ja mehr als eindeutig.

In Frankreich zum Beispiel schreibt die Straßenverkehrsordnung seit dem 1. Juni 1961 allen Motorrad- und Mopedfahrern vor, außerhalb geschlossener Ortschaften den Sturzhelm zu tragen. In den Nachbarländern Holland und Belgien gelten ähnliche Bestimmungen. Bei uns sollten Einsicht und Vernunft der Motorradfahrer staatlichen Zwangsmaßnahmen zuvorkommen. Auch hier gilt das Wort „Ein kluger Mann baut vor!" Im übrigen: Wer etwas im Kopf hat, der verhütet Unfälle; wer etwas auf dem Kopf hat (in diesem Fall den Sturzhelm), der mildert die Unfallfolgen.

Sturzhelme bzw. Mopedkappen sind durch das Werk verbilligt (ca. 25 und 29 DM) zu haben. Die Pförtner der Fahrzeugunterstellhallen oder der Arbeitsschutz händigen jederzeit Bestellscheine an die Mopedfahrer aus. Lü.



So tief stürzt man, wenn...

... man mit einem Fahrzeug gegen einen Baum oder eine Mauer prallt und dazu den gehörigen „Zahn drauf hat". Bei einer Geschwindigkeit von 125 km/std kommt das einem Sturz aus 61,3 m Höhe oder von Oberhausens höchstem Gebäude (Verwaltung Babcock) gleich. Bei 75-km/std-Geschwindigkeit entspricht die Aufprallwucht einem Fall aus 22 m Höhe, bei 50 km/std aus 9,8 und bei 40 km/std (Moped) aus 8,9 m Höhe. Es reicht in jedem Falle, um zu Tode zu kommen.

ThyssenKrupp Corporate Archives

Wünsche werden wahr...

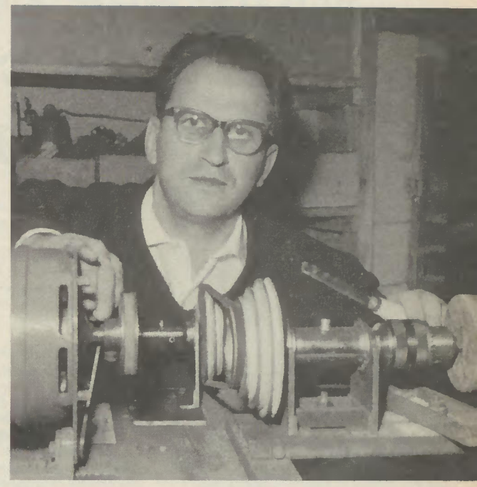


. . . wenn man sie zuweilen mit einer guten Idee koppelt, so wie die Arbeitskollegen, welche wir hier im Foto vorstellen, es getan haben. Sie haben sich Gedanken gemacht, wie man Arbeitsvorgänge und -vorrichtungen verbessern könnte, und sie haben entsprechende Vorschläge gemacht, die nach eingehender Prüfung angenommen wurden und die sich bewährt haben. Außer dem Dank und der Anerkennung wurde ihnen klingende Münze zuteil, die in der verschiedensten Weise dazu beitrug, langgehegte Wünsche der Kollegen zu realisieren. Für insgesamt 165 angenommene Verbesserungsvorschläge im vergangenen Jahr wurden 33012 DM ausgezahlt. Übrigens, lieber Kollege, Deine Frau hat Recht: Was Müller, Meier und Schulze können, das kannst Du doch auch. Auch Dir ist bei Deiner täglichen Arbeit sicher schon einmal der Gedanke gekommen, daß dieses Gerät, jene Maschine noch verbessert werden könnte, daß der Handgriff etwas unpraktisch ist und daß Dir durch eine geringfügige Veränderung eines Arbeitswerkzeuges die Arbeit leichter und unfallsicherer gemacht werden könnte, jener Arbeitsvorgang ließe sich rationeller gestalten! So hast Du schon oft gedacht. Nu denn, überlege noch einmal ganz genau und mache geeignete Vorschläge. So hilfst Du Dir, Deinen Arbeitskollegen und dem Werk — und so kannst Du Dir dann vielleicht auch was Gutes tun, was bisher nur ein Wunsch war.



Freudigen Herzens hat Schlosser Erich Busch (VkEW) wochenlang die häuslichen Pflichten eines Strohwitwers auf sich genommen. Das Geld, welches er für seinen guten Verbesserungsvorschlag erhielt, hat er an sein „bestes Stück" gelegt, an Mutti nämlich, die er nach einer schweren, glücklich verlaufenen Operation zur Kur und völligen Genesung nach Bad Meinberg schickte. Bravo, Kollege Busch! Das waren zwei gute Ideen auf einmal! Jetzt versorgt Mutti wieder den Haushalt.

Wem das Basteln in der Elektro- und Autotechnik Freude macht, der ist schon von Natur her geeignet, Verbesserungsideen zu haben. Müller Karl Hof aus dem Zementwerk jedenfalls gibt dieser Annahme recht, denn er machte einen Vorschlag, hatte damit Erfolg und fand dann eines Tages auf seinem Lohnkonto einen zusätzlichen Geldbetrag, den er umgehend in seine kleine Amateurwerkstatt steckte. Sicherlich wird er dort bald auf neue Ideen kommen, die sich auszahlen werden.





„Mein Pappi malt heute wieder", freut sich Klein-Ursel. Interessiert steht sie am Zeichenbrett, auf dem Schlosser Fr.-Jürgen Hartmann (MS) seine Hausaufgaben für den Technikerkursus in Duisburg macht. Zu diesem Kursus kam ihm die Prämie für seinen Verbesserungsvorschlag sehr zustatten. Aber der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt, und so hat er von der Prämie noch einen ansehnlichen Betrag für seinen durch die Flutkatastrophe bei Hamburg in Mitleidenschaft gezogenen Bruder abgezweigt. Eine gute Idee trägt die andere in sich!

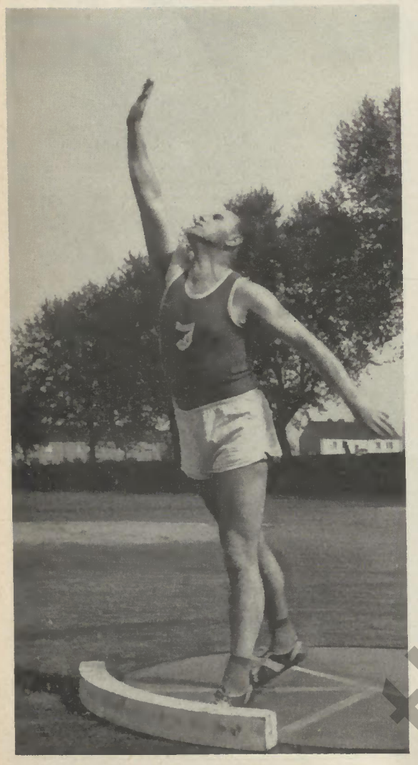




Am Ende der Ski-Ferien in Tirol stand Lieselotte schon bedeutend sicherer auf den Brettern als auf diesem Foto, das wir ihrem Fotoalbum entnommen haben. Lieselotte Grohnert, Angestellte (MES) ihres Zeichens, nahm ein zusätzliches Taschengeld mit in den Wintersporturlaub: Die Prämie, die sie für ihren guten Verbesserungsvorschlag erhalten hatte. Man sieht, die gute Idee ist nicht an den Arbeitsplatz gebunden.

Schlosser Walter Ahrend (VkEba) hat eine ganze Weile überlegt, wie er seine Verbesserungsprämie am besten anlegen könnte. „Zu Hause fehlt uns nichts, und für einen Wagen reicht's nicht", meinte er, „aber da das Kind allmählich aus dem Kinderbett herausgewachsen ist, wäre ein neues Bett am Platze. Also mustert Kollege Walter mit seiner Frau zuerst einmal die Schaufenster der Möbelgeschäfte, bevor er einkauft.

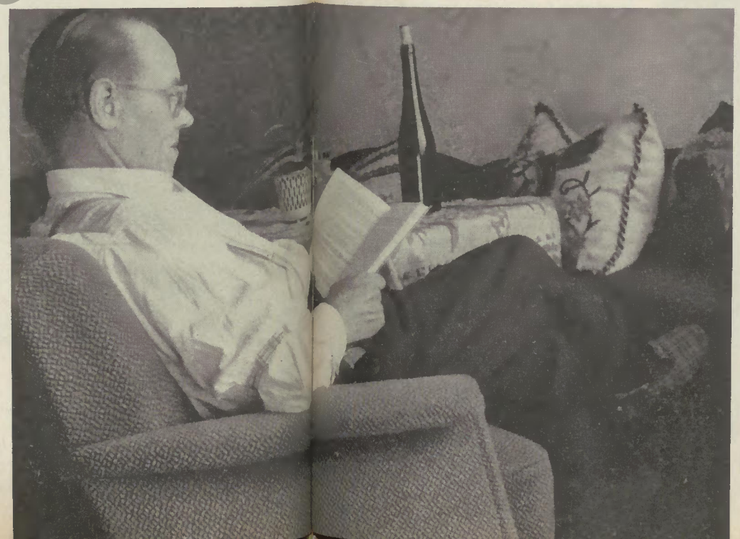




„Die hinter der Jardinge stonn un spinxe, dat sin de schlähtste Minsche . . .", singt ein altes Kölner Karnevalslied. Aber Schlosser H.-Friedel Bönte (MS) lauert gar nicht hinter den Gardinen, sondern er zeigt uns stolz, wie er mit der Prämie, die er für seinen Verbesserungsvorschlag erhielt, seine Wohnung ausstaffiert hat: Den Teppich und die Gardine im Wohnzimmer verdankt er seiner guten Idee, und außerdem konnte er sich für die Prämie noch einen Mantel, einen Anzug und ein Paar neue Schuhe leisten.

Wenn man ein so nettes Häuschen wie Maschinist Konrad Lange (MS) in Frintrop sein eigen nennt, wenn dank der fleißigen Hausfrau innen alles blitzt, dann soll es auch außen gut aussehen. Und das tut es auch. Die Blumen blühen, die Wege des Gärtchens sind sauber geharkt und der Rasen ist ein weicher grüner Teppich. Jedesmal, wenn Konrad Lange den Rasenmäher, den er sich für seine Verbesserungsprämie gekauft hat, darüberschiebt, denkt er: „Es lohnt sich immer, wenn man nachdenkt!"

Die „goldene Kugel" — das war sein Verbesserungsvorschlag, der ihm eine Prämie einbrachte, welche ausreicht, mit Frau und Kind in die geliebten Kärntner Alpen zu verreisen. Außerdem hat Gruppenführer Franz Möller (Baubetrieb-Blechwalzwerk) sich dafür eine sportliche Kluft zugelegt, und so trafen wir ihn auf dem Sportplatz des Oberhausener Turnerbundes beim leichtathletischen Training. Übrigens hat Franz Möller gleich zwei Vorschläge gemacht, die angenommen und honoriert wurden. Wann folgt der dritte Streich, Franz?



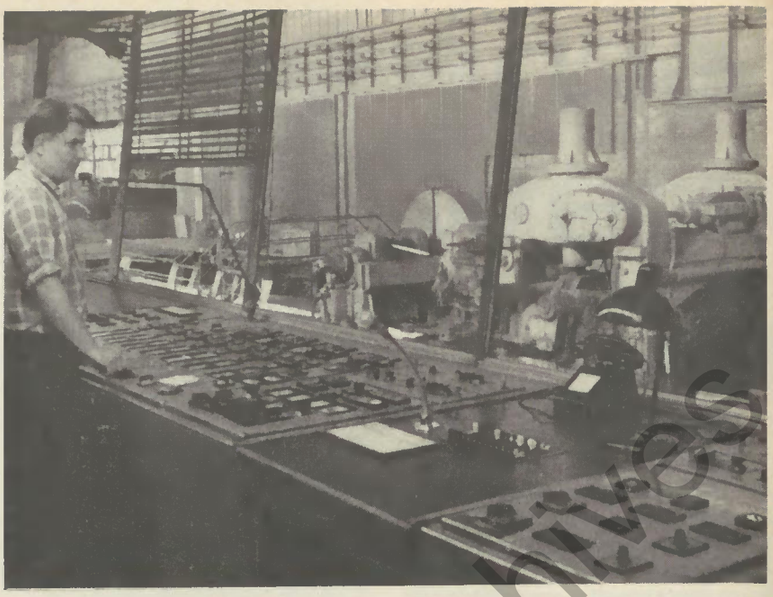
Nach getaner Arbeit ist gut ausruh'n. So weich und so bequem würde Maurer Hermann Nientiedt (SN) jetzt nicht sitzen, wenn er seinen Gedanken, Türen für die Martinöfen besser als bisher zu vermauern, nicht in einen guten Vorschlag umgemünzt hätte und damit hundertprozentig „angekommen" wäre. Gleich mit drei schönen Sesseln hat Hermann Nientiedt für seine Prämie den heimischen Herd zieren können, und es blieb dann immer noch soviel Geld übrig, daß er und Mutti sich ein neues gutes Kleidungsstück obendrein leisten konnten.



Angestellter Wilhelm Verhoeven (MHK) war längere Zeit krank. Obgleich sein großer, mustergültig kultivierter Garten ihm Blüten und Grün in Fülle bietet, ist für die Erholung ein Tapetenwechsel sehr angebracht. Außerdem kann er sich einen solchen leisten, denn sein Verbesserungsvorschlag hat sich hübsch ausgezahlt. Im Reisebüro läßt er sich von bunten Prospekten und einer charmanten Fachkraft zur Reise beraten.

thyssenkrupp Corporate Archives

Die »gute alte Zeit« war gar nicht immer gut



Die 40-Stunden-Woche ist gewiß noch kein Schlaraffenland, aber sie ist ein ungeheurer Fortschritt gegenüber jener Zeit vor 50 Jahren, als in Walzwerksbetrieben noch 80 bis 90 Stunden wöchentlich gearbeitet wurde. Dieses Foto, das vom Steuerstand unserer 750er Straße aufgenommen wurde, zeigt gegenüber dem Menzel-Gemälde aus den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts, daß die Walzwerke menschenleer geworden sind und die Produktion ungeheuerlich ansteigen konnte.

Wenn unsere Erinnerungen aus der Hast und den Unbilden unserer Tage die Flucht nach rückwärts antreten, dann wandern sie in die Zeit vor dem ersten Weltkrieg, die ältere Semester so gern „die gute alte Zeit" nennen. Sie liegt da wie ein verlorenes Paradies, aus dem wir uns ausgestoßen fühlen.

Jedoch im goldenen Abenddämmer der Erinnerung, der die scharfen Konturen freundlich verwischt, vergessen wir allzuleicht, daß die gute alte Zeit, bei Licht betrachtet, durchaus kein Schlaraffenland war. Ganz im Gegenteil; diese Zeit kannte soziale und wirtschaftliche Härten, welche den jüngeren Generationen von heute geradezu ungeheuerlich erscheinen. Mag die Sehnsucht nach dem tiefen Frieden der Jahrhundertwende noch so berechtigt sein, die „gute alte Arbeitszeit" zum Beispiel dürfte sich schwerlich jemand zurückwünschen.

Wie war das denn vor dem ersten Weltkriege, im Jahre 1913 etwa, mit der Arbeitszeit, damals, als die „gute alte Zeit" auf ihrem Höhepunkt war und unser Land die Früchte eines relativ langen Friedens (42 Jahre!) und einer gewaltigen wirtschaftlichen Expansion erntete?

Die durchschnittliche wöchentliche Arbeitszeit betrug über 60 Stunden. Eine Arbeitsschicht dauerte 10 bis 12 Stunden. In unserem Wirtschaftszweig, in der Stahlindustrie, war das Bild noch weit weniger romantisch: 12-Stunden-Schichten und durchschnittlich 80 bis 90 Arbeitsstunden pro Woche waren nicht eine Ausnahme, sondern die Regel! Man verfuhr siebenmal 12-Stunden-Schichten. Dazu kam noch einmal im Monat eine halbe Zusatzschicht von je 6 Stunden, um den einzigen „arbeitsfreien Sonntag" im Monat — er wurde der Belegschaft abwechslungsweise „gewährt" — herauszuarbeiten. Dieser arbeitsfreie Sonntag begann morgens um 6 Uhr und dauerte bis montags 6 Uhr oder auch nur bis zum Sonntagabend 18 Uhr. Gute, alte Zeit?

Den Werksleitungen stand es auch ohne besondere Genehmigung zu, bei Bedarf Arbeiter auch noch länger als 12 Stunden am Tage zu beschäftigen. Bis zu 120 Arbeitsstunden wöchentlich waren erlaubt! Man kann leicht ausrechnen, daß unter solchen Umständen vielfach für Schlaf, Erholung und Familie nur noch 48 Stunden in der Woche übrigblieben, also ganze 7 Stunden „Freizeit" täglich! Und von dieser Freizeit sind An- und Abmarschwege zum Betrieb noch abzuziehen. Für den Schlaf verblieben dann nur noch 4 bis 5 Stunden täglich! Man muß sich nur wundern, wie unsere Väter und Großväter das ausgehalten haben.

Der Verschleiß der menschlichen Arbeitskraft war denn auch danach. Fast drei Viertel der Arbeiter wurden jährlich einmal krank. Und es kann uns nicht verwundern, daß der berüchtigte „blaue Montag" eine zwangsläufige Nebenerscheinung dieser unsozialen Arbeitsordnung war. Ein Mann, der in der Woche 90 und mehr Stunden gearbeitet hatte und der dann vielleicht auch noch den ganzen Sonntag über gearbeitet hatte, war oft — auch ohne die sehr verständliche alkoholische Ablenkung am Wochenende — am Montag körperlich einfach nicht in der Lage, schon wieder „in die Sielen" zu gehen.

Eine weitere Erscheinung dieser Arbeitszeit-Umstände ist ein ungewöhnliches Ausmaß der An- und Abwanderung der Arbeitskräfte in jenen Jahren. Die Fluktuation der Belegschaft war enorm. In der Hüttenindustrie wechselten die Belegschaften bis zu 90 Prozent jährlich, so daß im Laufe eines Jahres fast jeder Arbeiter einmal die Arbeitsstelle wechselte. Ein solcher Wechsel brachte ihm dann etwas zusätzliche „Freizeit" ein, auf seine Kosten natürlich.

Das Ende des ersten Weltkrieges und die Änderung der politischen Machtverhältnisse in Deutschland brachten 1918 die gesetzliche Einführung des 8-Stunden-Arbeitstages. Jedoch kam die Praxis diesem Wunsche der Arbeitnehmerschaft und des Gesetzgebers nur zögernd nach bzw. sie korrigierte das Gesetz in negativer Weise. 1923 arbeitete man wieder 10, teilweise sogar 12 Stunden pro Tag. Erst 1928 wurde eine verbindliche Verkürzung der Schichtdauer von 12 auf 8 Stunden erreicht. Immerhin betrug auch damals noch die wöchentliche Arbeitszeit einschließlich Sonntagsarbeit 57 Stunden.

Der Arbeitsrhythmus hat bis vor wenigen Jahren die arbeitenden Menschen zeitlich derart beansprucht, daß auch das tägliche Brot am Arbeitsplatz eingenommen wurde, zumindest die Hauptmahlzeit. Da strömten denn in regelmäßigen Intervallen die Muttis oder die Kinder zu den Werkstoren, um den Vätern und Ernährern den gefüllten Henkelmann zu bringen, der dann, schnell entleert (denn viele wollten aus der kurzen Essenspause noch ein kleines Nickerchen herauswirtschaften), von den „Essensträgern" sogleich wieder mit nach Hause genommen wurde. Auch diese Henkelmannromantik gehört zur alten, vergangenen Zeit. Gute Zeit?

Wir haben heute die Etappen der 48- und 45-Stunden-Woche hinter uns und arbeiten 44 oder 42 Stunden wöchentlich. Die 40stündige Arbeitswoche ist in greifbare Nähe gerückt. Es gibt Stimmen, die behaupten, die Arbeitszeit sei lediglich zusammengedrückt worden, das Arbeitspensum aber sei das gleiche geblieben wie früher. Es müsse dasselbe geleistet werden, eben nur in kürzerer Zeit. Vergessen wir aber doch nicht, daß eine immer lückenloser, alle Arbeitsbereiche ergreifende, stürmisch vorwärtsstrebende Technisierung die Arbeit erleichtert hat und weiter erleichtern wird und daß die rein körperliche Beanspruchung, beispielsweise das Heben schwerer Lasten usw. heute geringer ist als in früheren Jahren. Die Leistungsanforderung an jeden einzelnen ist durch eine sinnvolle Arbeitszeitordnung geregelter geworden. Gewiß ist die nervliche Belastung und Konzentrationsanforderung heute in vielen Fällen ungleich schwerer als früher. Aber jeder Einsichtige erkennt sofort, daß die „gute, alte Zeit", zumindest was das Arbeitsleben betrifft, eben doch kein „Goldenes Zeitalter" war, sondern nur eine Epoche, die durch liebe Erinnerungen — schlechte Erinnerungen verlieren sich aus dem Gedächtnis bekanntlich schneller als gute! — hauchdünn vergoldet wird.



So sah ein Eisenwalzwerk der „guten alten Zeit" aus. Der Maler Adolf von Menzel hat es im Jahre 1871 mit fast fotografischer Genauigkeit festgehalten. Es ist übrigens derselbe Maler, der auch das berühmte „Flötenkonzert in Sanssouci" gemalt hat. Das scheint uns geradezu typisch für die „gute alte Zeit" zu sein: Auf der einen Seite romantische Beschaulichkeit und andererseits die Unbarmherzigkeit der aufbrechenden Technisierung, die den Menschen, seine Bedürfnisse und seine Würde einfach überrollt. Denn wer würde bei der genauen Betrachtung von Menzels „Eisenwalzwerk" nicht sagen: „Welche Hölle!" Da ist die vom Dunst der Dampfmaschine und vom Feuerrauch durchzogene Halle, in der die Maschinen ohne Unfallsicherungen sind. Im Wärmeschatten eines Walzengerüstes (rechts) hocken ein paar Arbeiter und verzehren in Eile eine Mahlzeit, die eine Frau gerade gebracht hat. Diese Arbeiter machen über die übliche zehn- bis zwölfstündige Arbeitszeit hinaus noch Überstunden. Für sie ist kein Schichtwechsel wie für die Männer links am Bildrand, die — denn Waschkauen gibt es noch nicht — sich direkt neben ihren Arbeitsplätzen in einem Kübel Wasser waschen. Viele Arbeitsgänge werden noch mit der Hand unter größter körperlicher Anstrengung erledigt, so zum Beispiel der Transport eines Rohblocks (links) und das Einführen und Abnehmen des Blocks an der Walze mittels großer Zangen. Kein Wunder, daß damals relativ viele Arbeitskräfte erforderlich waren, die sich in den Walzwerken der „guten alten Zeit" auf engstem Raum drängten. Jede Tonne Stahl kostete Ströme von Schweiß. Wenn auch die sozialen Kämpfe, die mit der ersten industriellen Revolution aufbrachen und die zur Jahrhundertwende auf ihrem Höhepunkt waren, uns allmählich aus der Erinnerung schwinden und der holden Vorstellung von der „guten alten Zeit" weichen, so zeigt uns der Maler Menzel, daß diese Zeit alles andere als ein gemütliches und faules Schlaraffenland war.

thyssenkrupp Corporate Archives



Vorsicht bei kalten Getränken!

Nicht nur in unseren Heißbetrieben, sondern auch dort, wo gewöhnlich Normaltemperatur herrscht, wird jetzt geschwitzt. Die „Hundstage" schaffen durstige Kehlen. Mehr denn je werden die Sodaspender zur Ader gelassen; der Umsatz der Getränkeautomaten vervielfacht sich — jedermann sorgt für die innere Befeuchtung. Was jedoch für Zunge und Gurgel ein Labsal ist, kann für die Gesundheit des Trinkenden von großem Schaden sein. Je kälter das Getränk, um so lieber, meint der Durstige. Jedoch sollte er sich vorsehen, denn das kalte Getränk übt auf den Körper eine nachteilige Schockwirkung aus. Es kann zu schweren Magenverstimmungen führen, wenn kalte oder gar eisgekühlte Getränke hastig und in großer Menge getrunken werden. Durst ist dazu da, um gelöscht zu werden. Kalte Getränke aber sind eine Feuerwehr, mit der man nicht vorsichtig genug umgehen kann.

Einfach elefantös:

WGD hat Absatzsorgen

Jedes Ding an seinen Ort — das ist die Faustregel in ordentlichen, normalen Zeiten. Schlüssel gehören ans Schlüsselbrett, Kohlen gehören in den Keller und Elefanten gehören in den Urwald und nur in Ausnahmefällen in den Zoo oder in den Zirkus. Aber wir haben keine normalen Zeiten mehr; wir zivilisieren Urwald und Dschungel und halten „Elefanten" in unseren Wohnungen. Ohne Scherz!

Wir veranstalten kostspielige Safaris, verreisen nach Afrika und gehen auf Großwildjagd, um Löwen, Känguruhs und Elefanten zu jagen. Dabei könnten wir solche Jagden auch zu Hause, ja sogar in der guten Stube, veranstalten. Wir täten damit ein gutes Werk. Denn Elefanten in der guten Stube sind ausgesprochene Schädlinge, wie man sich das leicht vorstellen kann. Nicht nur wegen des Porzellans in der Vitrine und der Nippessachen auf dem Vertiko, sondern wegen der Fußböden. Auf unsere Fußböden machen nämlich Elefanten einen schlechten, um nicht zu sagen katastrophalen Eindruck. Sie machen nicht nur Eindruck, sondern so viele Eindrücke, daß die Fußböden davon eines Tages „hin" sind. Und dann muß man sie neu belegen, und das kostet Geld. Also, auf, auf zum fröhlichen Elefantenjagen am heimischen Herd!

Doch bevor Sie nun die Flinte schultern und sich mordlustig unter das Kanapee auf Anschlag legen, einige praktische Ratschläge: Unsere „Hauselefanten", die uns das Wirtschaftswunder und die chronisch leicht verrückte Dame Mode beschert haben, sind weder Dickhäuter, noch Vierbeiner, noch tragen sie Stoßzähne und Rüssel. Sie gehen vielmehr nach der Art des homo sapiens aufrecht, tragen hauchdünne Perlons an und spindeldürre Absätze unter den gar nicht unförmigen Beinen, und oft genug sind wir mit diesen Elefanten entweder verheiratet oder stehen sonst in einem nahezu verwandtschaftlichen Verhältnis zu ihnen. Freunde, wenn solch ein Wesen ins Zimmer tritt, dann bitte nicht gleich darauf schießen. Fordern Sie den Eindringling vielmehr auf, die Schuhe auszuziehen . . . und schon ist der „Elefant" verschwunden.

Richtig erraten! Hier ist von unseren Damen die Rede, von denen, die möglichst hoch hinaus wollen, die sich vermöge ihres körperlichen Gewichtes (Verzeihung, meine Damen, daß Ihr Gewicht erwähnt wird!) jedoch nicht in die Lüfte zu erheben vermögen und die, um keinen Kontakt mit dem rauhen Fußboden der Wirklichkeit zu haben, diesen Kontakt auf den kleinstmöglichen Umfang beschränken. Das tun sie mit Hilfe des Pfennigabsatzes, jenem Hinterteil der weiblichen Fußbekleidung, das Männern immer wieder Rätsel aufgibt, wie man darauf überhaupt stehen, geschweige damit gehen kann.

Nun sollten Männer sich nicht den Kopf ihrer Frauen zerbrechen; schließlich ist es deren Sache, wie sie sich in der Balance halten. Aber die Pfennigabsätze sind nicht nur ein modisches, sondern auch ein physikalisches und im Zusammenhang damit ein finanzielles Problem. Wir wollen es erklären, und unsere Damen mögen uns verzeihen, wenn wir ihnen eine holde Illusion rauben.

Der Pfennigabsatz reduziert keineswegs die körperliche Schwerkraft seiner Trägerin, löst also die respektiven Kilogramm nicht kurzerhand auf, sondern bewirkt gerade das Gegenteil: Das Gewicht der auf dem Pfennigabsatz „ruhenden" Dame wird auf den winzigen Punkt des Absatzes konzentrisch gesammelt und hier um ein Vielfaches multipliziert. Ein rankes, schlankes Persönchen von nur 50 Kilogramm Bruttogewicht macht vermittels eines Pfennigabsatzes den „Eindruck" eines Elefanten! Soweit die Physik. Und nun was die Kosten angeht...

Selbst unsere modernen und strapazierfähigen Bodenbeläge halten Elefantengewichte auf dem engen Raum eines Pfennigs nicht aus. Gegen die Bohrkraft solcher Absatzspitzen ist die Erfindungsgabe der Fußböden- und Kunststoffindustrie machtlos. Danach sehen unsere Fußböden denn auch aus. Man sehe sich nur gewisse Räume des Werksgasthauses oder Fußböden in den Wohnungen unserer WGD an. Verschiedene Behörden haben bereits durch Verfügung festgelegt, daß Pfennigabsätze eine Unfallgefahr sind und Sachbeschädigungen hervorrufen und daher ihren weiblichen Angestellten das Tragen von Schuhen mit Pfennigabsätzen verboten. Auch die Dame Justitia hat nun ihr Schwert gegen die übermütige Frau Mode gezückt. Nach dem vorliegenden Urteil des Landgerichts Karlsruhe vom 10. Mai 1961 haftet der Mieter gemäß §§ 535, 548 und 550 BGB



Gewaltig „beeindruckend" wirkt eine Dame mit Pfennigabsatz auf den Fußbodenbelag – so wie hier in einem der Räume des Werksgasthauses.

für alle Schäden am Fußbodenbelag seiner Wohnung, welche durch Pfennigabsätze entstanden sind. Es handele sich hierbei nicht um eine normale Abnutzung im Rahmen der Gebrauchsüberlassung der Mieträume.

Es liegt der WGD fern, den Damen zu verwehren, mit der Mode zu gehen. Sie hat jedoch die Bitte, in den Wohnungen Schuhe mit Pfennigabsätzen nicht zu tragen, damit die Fußbodenbeläge erhalten bleiben und Unfälle vermieden werden. Unangenehme Auseinandersetzungen für beide Teile wären sonst die unausbleibliche Folge.

Rund um Osterfeld / Unser Wandertip

Nach kurzem und zaghaftem Frühling ist der Sommer plötzlich und mit Macht gekommen. Wir wollen keine Zeit verlieren, ihn uns zu erwandern. Das können wir diesmal sowohl mit der Straßenbahn als auch mit dem Fahrrad machen (dann müssen wir allerdings ab und zu einmal „schieben"). Aber wir können, wenn wir nicht allzu bequem sind, auch zu Fuß gehen. Die Motorisierten kommen ausnahmsweise einmal nicht auf ihre Kosten.

Die Alt-Oberhausener und die Sterkrader fahren zunächst per Straßenbahn bis Osterfeld Kirche, wo sich die Osterfelder Wanderfreunde anschließen. Es geht die Bottroper Straße hinauf, links am Friedhof entlang bis zur Koppenburgstraße und durch die große steinerne Eingangsanlage hinein in den Osterfelder Stadtwald. Freilich, dieser Wald ist nicht mehr die gepflegte Anlage von einst, als die damals selbständige Stadt Osterfeld ihn gepachtet und mit Sportplatzanlagen und dem „Waldhof" versehen hatte. Aber das soll ja nun bald alles wieder instandgesetzt werden. Aber gerade in der heutigen Verwilderung bietet der Stadtwald Reize besonderer Art, gerade wie ein echtes zerzaustes Naturkind.

Man sollte nicht versäumen, etwas bergan zu steigen, denn von der Höhe sieht man hinunter auf das Schienenmeer des Sammel- und Rangierbahnhofes mit dem imposanten Verkehr der Güterzüge. Jenseits dieses Eisenbahngeschiebes sind die Reste der Burg Vondern zu sehen, die uns ja bekannt ist. Wegen ihres leidlich erhaltenen, kunst- und kulturgeschichtlich bedeutsamen Torhauses nimmt Vondern unter den Wasserburgen eine besondere Stellung ein. Im Hintergrund bildet die Hütte eine eindrucksvolle, abschließende Silhouette vor der Frintroper Höhe. Wenn wir hinuntergehen zum stark vermoorten Teich, dann empfängt uns dort ein köstliches Froschkonzert, wie es so recht in den Sommer paßt.

Oder steigen wir hinauf zur Bottroper Straße, wo einmal der vielgerühmte „Waldhof" gestanden hat, überschreiten das Bahngleis und gehen durch die Ripsdörnestraße nach Rothebusch. Links das größere Gebüsch ist der 34 ha große Osterfelder „Volksgarten", in dem es recht schön zu verweilen ist. Wie sollte sonst der Volksmund für dieses Gebüsch den vielsagenden Namen „Kitzelbusch" gefunden haben? Wenn wir dem Volksgartenweg über die Teutoburger- und Amselstraße folgen, stehen wir unvermittelt an der Wiege unserer weltweiten Ruhrindustrie, nämlich am Teich und in den Buschanlagen der alten Antoniehütte.

Beim Weitergehen nun aber nicht die Elpenbachstraße benutzen, sondern am Elpenbach entlang gehen. Hier lädt nämlich ein echter, lauschiger Fußweg zum Wandern ein. Entenhäuschen, Steingärten, Uferstege und andere Dinge, die wir mit einiger Phantasie „Klein-Venedig" nennen könnten, erheischen unser Entzücken. Es blühen gerade die Jasminbüsche und verbreiten einen geradezu betörenden Duft.



Wer sich im Osterfelder Stadtwald ergeht, vergißt beim Rauschen der hohen Buchen die nahe Industrie. Und doch sind es nur wenige hundert Meter bis zur Hütte, wie der Gasometer zeigt.

Wir gehen am modernen Hallenbad entlang bis Sterkrade-Stadtmitte, von wo aus jeder auf seine Weise den Heimweg finden wird. Heimgekehrt müssen wir gestehen: Es ist auch in Oberhausen sehr schön!

Bekanntmachung

Wahl der Vertreterversammlung der Sterbekasse der Belegschaft Hüttenwerk Oberhausen AG

Nach § 7 Abs. 1 der Sterbekassensatzung hat nach der in diesem Frühjahr stattgefundenen Vertreterversammlung die Neuwahl der Vertreterversammlung für die nächsten 3 Jahre zu erfolgen. Der ordnungsgemäß bestellte Wahlausschuß setzt sich zusammen aus den Kassenmitgliedern Albert Kilz (Vorsitzender), Peter Junk, Karl Koenen, Josef Kier und Georg Weirich.

Als Wahltag wurde der 24. 8. 1962 festgesetzt. Wahlberechtigt sind alle Mitglieder, die der Kasse am Wahltag angehören.

Die Wählerlisten und die Wahlordnung liegen in der Zeit vom 27. 7. bis 9. 8. 1962 bei dem Vorsitzenden des Wahlausschusses (Werksruf 23 24) im Betriebsratsbüro der HOAG zur Einsicht aus. Einsprüche sind dort geltend zu machen.

Wahlvorschläge, die mindestens die doppelte Anzahl Kandidaten enthalten müssen, als Vertreter zu wählen sind, können bis spätestens zum 9. 8. 1962 beim Wahlvorstand eingereicht werden. Da 54 Vertreter zu wählen sind, müssen die Vorschlagslisten mindestens 108 Kandidaten enthalten. Die Wahlvorschläge sind nur insoweit gültig, als Zustimmungserklärungen der Vorgeschlagenen mit vorgelegt werden. Außerdem muß jede Vorschlagsliste die Unterschriften von mindestens 100 Wahlberechtigten tragen.

Oberhausen (Rhld.), 6. 6. 1962

Der Wahlvorstand
Koenen, Kilz, Weirich, Junk, Kier

thyssenkrupp Corporate Archives



Walter Boehlke:

Nach Feierabend Nerzzüchter

Wir sind weder Prophet noch Kassandra. Aber der nächste Winter kommt bestimmt. Darum ist es durchaus nicht unzeitgemäß, jetzt schon für warme Kleidung zu sorgen. Der Nützlichkeit warmer Kleidung setzen die (übrigens verzeihliche!) weibliche Gefallsucht und Frau Mode mondäne Akzente. Jede Frau weiß: Man fühlt sich wärmer angezogen, und man ist schöner mit einem Pelz. Unser Werksangehöriger Walter Boehlke betreibt ein Hobby, welches der holden Weiblichkeit von ihren diesbezüglichen Sorgen abhilft. Er hat sich eine Nerzfarm zugelegt, die in unseren Gebreiten eine außerordentliche Seltenheit ist. Wir haben Walter Boehlke — den wir tagsüber mit dem blauen Wagen der Werkspost herumkutschieren sehen — einmal nach Feierabend in seiner Nerzfarm besucht. Wenn wir nachstehend von unseren Eindrücken berichten, dann tun wir das keineswegs, um Kleidungswünsche unserer Frauen und den Zorn der Männer zu erregen, sondern lediglich, um die „echo"-Leser mit einem nicht alltäglichen Hobby bekannt zu machen.





▲ Nerzklatsch von Käfig zu Käfig. Aber wenn das schützende Gitter nicht dazwischen wäre, dann würden sich die beiden Tiere nach Nerzart gegenseitig zerfleischen und auffressen.

Denn Tauben zu züchten oder Kanarienvögel und Wellensittiche aufzuziehen oder Kaninchen hinter dem Hause zu haben, ist sozusagen Rassemerkmal des Reviermenschen. Aber Nerze? — —

Nun, Walter Boehlke züchtet Nerze. In seiner Züchtertätigkeit hat er es, nachdem er vor drei Jahren nach der Lektüre von Fachbüchern mit neun Nerzen anfing, auf einen augenblicklichen Stand von 73 Exemplaren dieses höchst wertvollen Pelztieres gebracht. 73, das sind die Überlebenden oder Noch-Lebenden. Denn noch größer ist die Zahl derjenigen Nerze, deren begehrtes Fell, sei es als Kollier, sei es als Kragen oder sei es gar als Mantel inzwischen die Blößen mancher Dame wärmend deckt und verschönt.

Von Natur aus sind Nerze in Alaska, Kanada und im Norden Skandinaviens, in kalten Gegenden also, zu Hause. Die Schwierigkeit für unseren Oberhausener Züchter ist es also nicht, die Tiere über den Winter, sondern heil durch den Sommer zu bringen. Denn große Sonnenhitze können Nerze absolut nicht ausstehen. Der vergangene kühle und regnerische Sommer ist Walter Boehlkes Nerzen allerdings recht gut bekommen, und es ist ihm kaum zu verdenken, wenn er im Gegensatz zu uns allen sich auch den diesjährigen Sommer nicht zu heiß und sonnig wünscht.

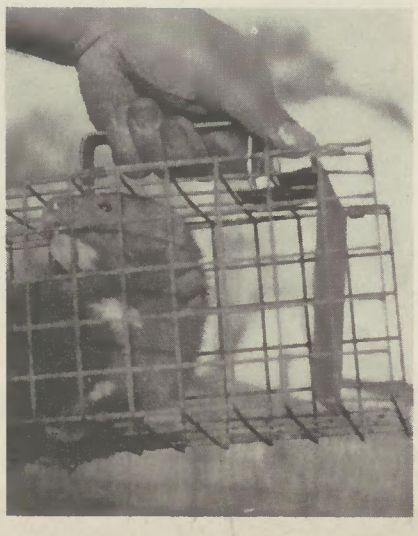
▲ Nerze sind sehr gefräßig, und da sie nur Fleisch fressen, muß Walter Boehlke jeden Tag 25 kg Fleisch im Schlachthof holen.

Man muß wissen, daß Nerze keine besonders geselligen Tiere sind. Wenn sie nicht von Geburt an aneinander gewöhnt sind, würden sie sich gegenseitig das Fell versohlen — und das liegt ja nicht im Sinne des Züchters und der Pelzliebhaber. Oder sie würden sich sogar gegenseitig auffressen. Nerze sind nämlich ausgesprochene Fleischfresser. Walter Boehlke schafft täglich einen halben Zentner Fleisch vom Schlachthof auf seinem Moped herbei. Es braucht sich also niemand über den Preis eines Nerzfells zu wundern.

Prächtig schwarz in der Standardfarbe, aber auch in dem beliebten pastellfarbenen Fell toben die Nerze in den luftigen Drahtkäfigen herum und springen wieselschnell in dem jedem Käfig anhängenden Nistkasten, wohin sich die Tiere zum Schlafen und zur Geburt ihrer Jungen zurückziehen. Die männlichen Tiere — wie bei Hunden nennt man sie Rüden — sind etwas kräftiger und größer als die Fähen, ihre Weibchen. Man möchte die niedlichen Nagetiere (sie sind ausgewachsen etwa doppelt so groß wie ein Eichhörnchen) gern einmal auf den Arm nehmen. Aber das wagt nicht einmal Walter Boehlke, denn Nerze sind ausgesprochen bissige Gesellen.

Im allgemeinen erfreut sich der Nerz nicht lange seines Lebens. In kaum einem Jahr ist er erwachsen, und wenn er nicht zur Zucht das Gnadenbrot — Verzeihung, das Gnadenfleisch — weiter bekommt, dann wird er gepelzt. „Pelzen" nennt man die schmerzlose Art, auf die man den Nerz um die Ecke bringt (das Tier wird vollchloroformiert) und ihm das Fell ohne großen Schnitt und ohne jede Beschädigung über die Ohren zieht. Walter Boehlke läßt dann die Felle von einer Kölner Spezialfirma gerben. Dann steht dem Nerz — außer vielleicht der Geldbeutel — nichts mehr im Wege, Frauen glücklich zu machen. Das kann er als Einzelwesen (als Kragen oder Besatz), zu fünfen (als Kollier), zu achten (als Stola) oder zu siebzig (als Mantel). Wo Frau Mode diktiert, da vertragen sich denn auch selbst in so großer Gemeinschaft die sonst so streitsüchtigen Nerze.

▼ Gefangen ist der Nerz. Bald wird ihm das Fell abgezogen, damit es Wärme spendet und Schönes noch schöner macht.



▼ W. Boehlke zeigt stolz den Erfolg seiner Züchtermühen: Die Nerze sind „gepelzt", und nun gehen die Felle in die Gerberei.



HOAG-Chronik

WERK OBERHAUSEN

Geburten:

1. 5.:
Günter Rollwagen, Tochter Christine

4. 5.:
Hans-Dieter Güthoff, Tochter Birgit; Gerhard Tepelden, Tochter Ruth

11. 5.:
José Diaz Lora, Sohn Francisco

13. 5.:
Heinz Liebertz, Tochter Angelika; Günter Weinberg, Tochter Ute

14. 5.:
Wilhelm Weyh, Sohn Harald

15. 5.:
Günter Ringpfeil, Tochter Angelika

16. 5.:
Hans Klein, Sohn Ulrich; Gerhard Peetz, Sohn Thomas; Johannes Spickenbaum, Sohn Klaus

17. 5.:
Wilhelm Drewsky, Sohn Axel; Alfred Ewert, Tochter Claudia; Gottfried Fischer, Tochter Bärbel; Richard Füllgrabe, Tochter Monika

18. 5.:
Dietmar Altenkamp, Tochter Doris

19. 5.:
Rolf Breuer, Sohn Arnulf

20. 5.:
Wilhelm Klever, Sohn Dietmar

21. 5.:
Wolfgang Grunert, Tochter Sabine; Helmut Heller, Sohn Markus; Manfred Pannes, Tochter Inge; Manfred Thiemann, Tochter Beate

22. 5.:
Günter Czappa, Sohn Björn; Siegfried Dannebohm, Tochter Sabine

23. 5.:
Herbert Ostermeier, Sohn Dirk; Alexander Pierog, Sohn Axel; Wilhelm Reinders, Sohn Klaus-Dieter

24. 5.:
Karl-Friedrich Konrad, Sohn Frank

25. 5.:
Hans Wallbaum, Tochter Sabine; Helmut Zaske, Sohn Michael

27. 5.:
Heinz Bross, Tochter Ilona; Heinrich Gerigk, Sohn Hans-Georg; Gottfried Raffael, Sohn Arno; Wilhelm Remy, Tochter Heike

28. 5.:
Gerhard Mühlhoff, Sohn Richard

29. 5.:
Heinz-Ludwig Mandt, Sohn Peter

1. 6.:
Horst Küpper, Tochter Petra; Benno Merten, Sohn Rainer; Georg Wagner, Tochter Ulrike

2. 6.:
Karl-Heinz Esser, Sohn Volker

3. 6.:
Erich Fastrich, Sohn Andreas

4. 6.:
Siegfried Cotta, Sohn Uwe

5. 6.:
Günter Borisch, Tochter Jutta; Theo Löker, Sohn Karl-Heinz

7. 6.:
Heinz-Josef Hennessen, Sohn Guido

8. 6.:
Helmut Keßler, Tochter Heike

9. 6.:
Willibald Drüppel, Tochter Regina; Leo Jankowski, Söhne Michael und Thomas

11. 6.:
Hans Lücking, Tochter Barbara

12. 6.:
Alfred Hüsken, Tochter Andrea; Heinrich Schaffeld, Tochter Sybille

Eheschließungen:

6. 4.:
Dr. Manfred Weiss mit Hannelore Steffe

27. 4.:
Paulus Jüngling mit Anita Hauck

2. 5.:
Aloysius Postrach mit Waltraud Baumann

4. 5.:
Heinz Haberle mit Inge Schwonke; Ingrid Sinda mit Horst Stapelmann

10. 5.:
Manfred Horz mit Anneliese Lucht

11. 5.:
Siegfried Gosny mit Karin Grans; Winfried Müller mit Marlies Krein

12. 5.:
Walter Michlik mit Ulrike Amler

15. 5.:
Johann Schüttelkorb mit Heidemarie Brennemann

16. 5.:
Wilhelm Walsch mit Anneliese Pajatsch

17. 5.:
Karlheinz Kwasny mit Helga Willusa

18. 5.:
Heinz Nikolaizik mit Ingeborg Bödeker; Manfred Runge mit Renate Bischof

19. 5.:
Wolfgang Wanninger mit Karin Welke

21. 5.:
Rudolf Schumann mit Christel Walter

22. 5.:
Willi Graf mit Gertraud Boehlke; Alfred Krause mit Edelgard Förster; Friedhelm Solzbacher mit Ursula Schonlau

24. 5.:
Helmut Freund mit Anita Reinert

25. 5.:
Helmut Geiermann mit Katharina Bellers; Günter Schiller mit Doris Schepiel

30. 5.:
Manfred Paulus mit Eleonore Ternes; Manfred Püttmann mit Elisabeth Kamps

1. 6.:
Hubert Fox mit Renate Krebs; Bernhard Steinke mit Elisabeth Wüller

5. 6.:
Johann Willeke mit Irmgard Westerhuys

6. 6.:
Klaus Kistinger mit Ursula de Candido

12. 6.:
Horst Vier mit Marie Luise Schallach

WERK GELSENKIRCHEN

Geburten:

2. 5.:
Anton Majewski, Sohn Michael; Karl-Heinz Mentrop, Tochter Evelin

3. 5.:
Hans Knöß, Sohn Thomas

4. 5.:
Francisco Sanchez, Tochter Inocencia

8. 5.:
Heinz Rutkowski, Sohn Volker

18. 5.:
Gerhard Schaudin, Tochter Annette

21. 5.:
Heinz Dudda, Sohn Heinz

23. 5.:
Gerhard Kleditsch, Tochter Sylvia

25. 5.:
Karl Tiemann, Sohn Michael

Eheschließungen:

10. 5.:
Leopold Borgolte mit Margareta Weber

11. 5.:
Hans-Jürgen Makrutzki mit Gisela Reisenberg

15. 5.:
Richard Krull mit Rosemarie Kotschenreuther

18. 5.:
Manfred Dudek mit Marlis Morawski; Lothar Völzke mit Edith Löb; Hilmar Wnuk mit Marlis Kaiser

Jubilare im Monat Juni

50jähriges Dienstjubiläum:

Wilhelm Augustin, Abteilung Verkehr

40jähriges Dienstjubiläum:

Franz Bock, Maschinenbetrieb
Bernhard Gassen, Hochöfen
Friedrich Gehrmann, Werk Gelsenkirchen
Anton Hausmann, Abteilung Verkehr
Paul Hogefeld, Abteilung Verkehr
Friedrich Ihmor, Werk Gelsenkirchen
Johann Jansen, Abteilung Verkehr
Josef Krèmper, Maschinenbetrieb
Wilhelm Meier, Wärmeabteilung
Bernhard Peukert, Hochöfen
August Probian, Werkschutz
Peter Spieles, Blechwalzwerke
Peter Staudt, Blechwalzwerke

25jähriges Dienstjubiläum:

Gustav Bartels Thomasstahlwerk
Wilhelm Boos, Hochöfen
Erich Busch, Zementwerk
Peter Caspar, Blechwalzwerke
Karl Flor, Elektrischer Betrieb Stahl- und Walzwerke
Josef Gleixner, Blechwalzwerke
Emil Kristan, Maschinenbetrieb
Leo Kurowski, Siemens-Martin-Stahlwerk
Franz Labenda, Hochöfen
Otto Lebede, Hochöfen
Albert Mayer, Abteilung Verkehr
Willi Meinerz, Abteilung Verkehr
Theodor Plaschkies, Elektrischer Betrieb Hochöfen
Karl Rogge, Maschinenbetrieb
Heinrich Rübenich, Blechwalzwerke
Friedrich Schick, Hochöfen
Josef Schmitz, Maschinenbetrieb
Leo Witczak, Blechwalzwerke
Andreas Wolter, Dampfkraftwerk

Sie gingen von uns

15. 4.:
Otto Dehne (75), Pensionär

23. 4.:
Hermann Krüger (70), Pensionär

29. 4.:
Friedrich Elsemann (60), Pensionär

30. 4.:
Artur Wollert (82), Pensionär

1. 5.:
Gustav Lepke (84), Pensionär

9. 5.:
Dietrich Bückemeier (73), Pensionär

12. 5.:
Bruno Zillmer (36), Werk Gelsenkirchen

13. 5.:
Adolf Haberkamm (80), Pensionär

14. 5.:
Hans-Ulr. Kitzinger (32), Siemens-Martin-Stahlwerk

17. 5.:
Theodor Klapheck (65), Abteilung Verkehr

18. 5.:
Arthur Arnold (60), Radsatzwerk

19. 5.:
Felix Berger (49), Pensionär

20. 5.:
Adam Dietrich (57), Elektrischer Betrieb Stahl- und Walzwerke

22. 5.:
Paul Hennes (68), Pensionär

24. 5.:
Siegfried Kowalski (23), Abteilung Verkehr

26. 5.:
Wilhelm Pasch (58), Maschinenbetrieb
Fritz Unkel (61), Werk Gelsenkirchen

thyssenkrupp Corporate Archives

„Wenn du mit
Ansichtspostkartenschreiben
fertig bist,
ist unser Urlaub um."





„Bei diesen Preisen kann ich mich nicht erholen."

Urlaub im sonnigen Süden



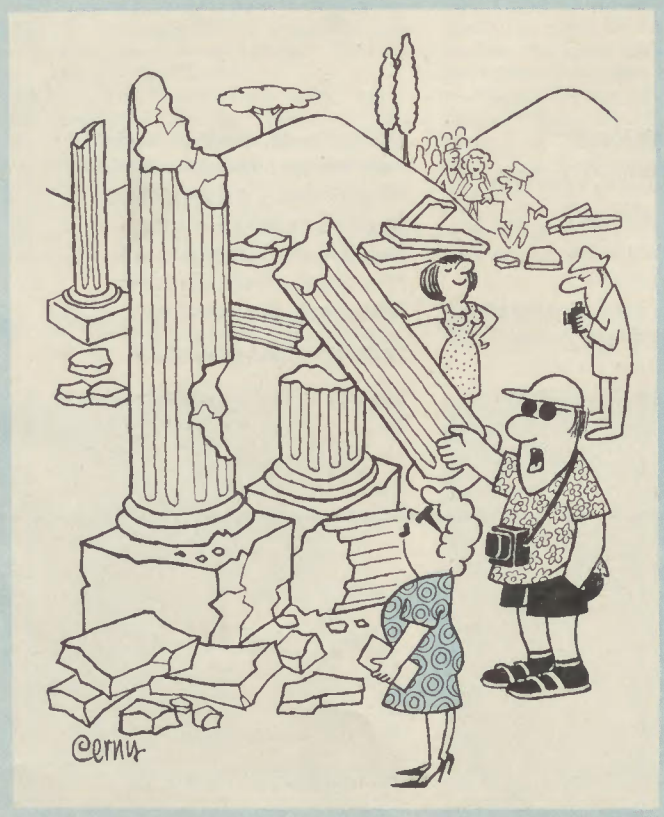
Ohne Worte



„Habe ich das im Urlaub nötig? Ich trabe im Stahlwerk gerade genug!"



„Nicht daß du denkst, die wollten dir zum
Abschied die Hand drücken, Ida!"



„Wie wollen die das wieder aufbauen, wo doch die
vielen Italiener bei uns arbeiten!"

thyssenkrupp Corporate Archives